

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1932

4.12.1932 (No. 49)

Die Pyramide Woehenschrift zum Karlsruher Tagblatt

21. Jahrg. No 49



4. Dez. 1932

Wilhelm Kratt / Münsterbaumeister Friedrich Kempf

Im Sommer 1890 schrieb mir mein bester Freund, der Karlsruher Gustav Manz, der im vorigen Jahre als bekannter Berliner Schriftsteller und Lehrer der Vortragskunst an der Hochschule Charlottenburg gestorben ist, und der schon damals als Freiburger Musesohn auf Theaterwegen wandelte, die Freiburger Akademiker wollten zum Gedächtnis des 100. Geburtstages von Theodor Körner dessen Briny auführen, zuunsten des neugegründeten Münsterbauvereins. Dazu ermangele ihnen ein richtiggehender Liebhaber, um — wie der Kritiker der Freiburger Zeitung es nachher konstatierte — schönen Augen schönere Tränen zu entlocken, und Manz requirierte also mich, den Großherzoglich Badischen Hofschauspieler, aber im übrigen blutigen Anfänger als Jurantisch. Freilich mußte ich, da ich damals zugleich an der Technischen Hochschule bei Pläbe und Boehltingl meinen Kunst- und literarhistorischen Studien oblag, auf dem Theaterzettel als stud. techn. fungieren, um kein Fremdkörper im harmonischen akademischen Ensemble zu sein. Damals habe ich also gleich in seinen Anfängen mit drei ausverkauften Vorstellungen für den Münsterbauverein Geld verdienen helfen und dabei habe ich die treibende Kraft dieser Neugründung kennen gelernt, den 23jährigen Münster-Architekten Friedrich Kempf.

In Weinheim geboren, hatte Kempf nach Abschluß seiner Realgymnasialbildung in Heidelberg und praktischer Arbeit am Erzbischoflichen Bauamt daselbst in den Jahren von 1876/79 seinen Studien an der Karlsruher Technischen Hochschule obgelegen und war dann als Volontär beim Erzbischoflichen Bauamt Karlsruhe tätig. Dessen Leiter, A. Willard, hat ihn tatkräftig gefördert und vertraute seinen Händen u. a. die Planlegung der Kirche in Stadthofen und die Ausführung der malerischen Kirche zu Weiler — Fischerbach bei Haslach an. Im Jahre 1884 kam er dann ans Erzbischofliche Bauamt Freiburg zu Baer, der ihm speziell seit 1886 die Ueberwachung der Restaurationsarbeiten am Freiburger Münster übertrug. Von da ab, also beinahe ein halbes Jahrhundert, ist er dem Münster treu geblieben, zumal nachdem im Jahre 1888 das Münsterbauamt vom Erzbischoflichen Bauamt abgespalten, als selbständige Instanz Kempf übertragen wurde.

Die guten Freiburger waren zu jener Zeit eine unglaublich schwerfällige Kleinstadtgesellschaft. Ich habe das persönlich in den jenem Gastspiel sich anschließenden Engagementsverhandlungen, wie auch aus manchen Klageklattern des damaligen Theaterdirektors Wenda, der jene Akademikervorstellung in Szene setzte, erfahren. Die Freiburger also in Schwung zu bringen, war damals ein Stück Arbeit! Dem im Jahre 1888 aus Auber gelangten Oberbürgermeister Dr. Winterer ist das allmählich und nach und nach immer mehr gelungen, und wenn heute das großstädtische Freiburg ein ganz anderes Gesicht hat, so ist das das Werk dieses weitblickenden, energischen und mit sich reißenden Mannes. Eines aber ragt nach wie vor in alter Schönheit auch über das moderne Freiburg empor, das ist unserer lieben Frauen Münster mit seinem herrlichen Turm. Und daß dieses Wahrzeichen seiner Stadt erhalten bleibe, war eine der ersten Sorgen des neuen Oberbürgermeisters.

Eine im Jahre 1889 einberufene Konferenz von Baufachkapazitäten hatte über Möglichkeit, Mittel und Wege zur Erhaltung des schadhaften Münstersturmes und speziell seiner Pyramide zu beraten. Die schwerste Frage war da die Finanzierung, und so erfolgte 1890 die Gründung des Münsterbauvereins. Da trat nun Dr. Winterer in Kempf ein Mitstreiter zur Seite, wie

er ihn sich tatkräftiger und opferwilliger nicht wünschen konnte. In Wort, Schrift und Tat ist Kempf über 40 Jahre lang der Spiritus rector dieses Vereins gewesen, hat so viele Widerstände hinter den Kulissen zu überwinden gewußt und die ganze Riesearbeit des Verwaltungsapparates neben seiner eigentlichen Berufstätigkeit, der durchgreifenden Instandsetzung des Münsters, geleistet. Er selbst hat gelegentlich des Jubiläums seines Vereins in seiner Festschrift die Geschichte dieser 40 Jahre erzählt. Durch die Münsterbau-Lotterie und Kempfs sonstige Maßnahmen gelang es dem Verein, ein Vermögen von 140 000—160 000 Mark zusammenzubringen, aus dessen Zinsen die Restaurationsarbeiten und das Münsterbauamt mit seinen Angestellten zu bestreiten war.

In den langen Jahren der Restauration der Hahnenfürme und des Langhauses erwarb sich Kempf mit den Arbeitern seiner Bauhütte immer mehr die Kenntnisse am Bau, immer mehr wuchsen sie hinein in die Technik der alten Meister. Weit von sich hielt Kempf die Versuchung zu eigenem Gestalten; mit einer tiefsten Ehrfurcht von dem Vorhandenen hielt er sich an seine hohe Lebensaufgabe der Konservierung des Alten. In den Tagen jener Akademikeraufführungen hatte mich Kempf an und auf seinem Münster herumgeführt, und schon damals leuchtete ihm die Liebe zu seinem Werk aus den Augen. 1½ Jahrzehnte danach traf ich wieder mit ihm zusammen, nachdem mich die Stürme des Lebens in andere Bahnen geworfen. Es war gelegentlich einer Führung, die er Geheimrat von Döckelhäuser und seinen Studenten zuteil werden ließ. Wie war er da gewachsen in seiner Kenntnis vom Bau! Es ist nicht zuviel gesagt: Der Mann hat an diesem Miesebau jeden Stein gekannt und ihn auf das gewissenhafteste, auf seine Gesundheit, Widerstandsfähigkeit und Tragkraft geprüft. Und als er dann hoch oben unter der Pyramide mit dem tiefen Ernst des Fachmannes von der drängenden Frage der Restauration des Turmhelmes sprach, und doch die jungen Studenten und angehenden Fachleute mit sich zu reifen verstand, dankte ihm unter dem vom Himmelsblau durchleuchteten Sötkenwerk aus Stein ein begeistertes Hoch.

Nun war er im Laufe der Jahre bis zum schwierigsten Teil vorgedrungen, der Restauration des Westturmes und seiner Pyramide. Nochmals tagte eine Kommission von Kunst- und Baufachverständigen, die eine neue, den gewandelten Anschauungen der Denkmalspflege entsprechende Grundlage festsetzte. Mit den Arbeiten am Turm wurde 1912 begonnen und gerade vor Kriegsbeginn konnte noch das Gerüst um die Turmpyramide — ein technisches Kunstwerk für sich — erstellt werden. Wie manche Nacht hat dann der Meister (er hatte inzwischen längst den Ehrentitel „Münsterbaumeister“ verdient und erhalten) mit banger Sorge gewacht, wenn die Abwehrgeschütze besten und die Fliegerbomben trachten, und er befürchten mußte, daß sein ganzes stolzes Werk in Trümmer gehe. Es hat durchgehalten über all die Erfahrungen der Kriegsjahre und die Sorgen der nachfolgenden Zeit. Und als nach gründlichem Ersah aller vom Zahn der Zeit benagten und von Blitz und Stürmen schadhast gewordenen Teile im Jahre 1920 mit dem Aufsehen einer neuen Kreuzblume das schwere Werk zum Abschluß gekommen war, da war damit auch Friedrich Kempfs Lebenswerk die Krone aufgesetzt.

Aber die Arbeit ruhte nicht. Ein solcher Miesebau bedarf ja dauernder Pflege und Wartung, und wenn auch infolge der finanziellen Nöte der Zeit alles zurückgestellt werden mußte: es handelte sich um die Existenz der Münsterbauhütte selbst und galt sie durchzuhalten. Als ich ihn in diesen bösen Zeiten der In-

Nation besuchte, klagte er mir sein Leid, daß seine ganze stolze Bauhütte, deren Leute so ganz auf die Technik der Alten eingearbeitet waren, zusammengeschmolzen sei bis auf einen Arbeiter, und er nicht wisse, woher er für den das Geld nehmen solle. Ja, seine eigene Existenz hing in der Luft, da er ja Angestellter des Münsterbauvereins war, dessen Mittel so gut wie ganz zerronnen waren. Da wurde sich der Staat seiner Pflicht bewußt und übernahm Münsterbauamt und -Pfleger. In jenen Zeiten traf ich bei ihm einen der besten Kenner oberrheinischer Plastik, Otto Schmitt, jetzt Universitätsprofessor in Rostock, der als Leiter des Siebighauses, der Plastiksammlung des Frankfurter Staedelschen Instituts, eine Wagenladung Gipsabgüsse erwarb, die Kempt für sein Museum gefertigt hatte. Dieses hatte er „Unserer lieben Frauen Werk“, den neuen Räumen, die er für Münsterbauamt und -Hütte erstellt hatte, angegliedert. Dieses Museum beherbergt nicht nur die vom Wetter zu sehr beschädigten Originale, die am Bau durch Kopien ersetzt wurden, sondern eben auch die Abgüsse der an Ort und Stelle verbliebenen und daher dem Studium unzugänglichen Plastiken. Es ist hier ein für das Studium der gotischen Plastik und ihrer Technik sehr wertvolles Material zusammengetragen. Als er mich durch sein Museum führte, blieb ich plötzlich wie gebannt vor drei weiblichen Heiligenfiguren stehen, die in all ihrer Lieblichkeit doch so voll wunderbarer Hoheit sind, und lächelnd meinte Kempt: „Gelt, das sind doch auch alte Freundinnen von Ihnen?“ Und richtig, es waren meine lieben Vichentalerinnen vom Altar auf dem Frauenchor, die sonst in strenger Klauur dem gewöhnlichen Sterblichen unzugänglich, hier in vorzüglicher Nachbildung dem Studium erschlossen sind. So hat er, auch fernab vom Münsterbau, wenn ihm gute Plastikoriginale erreichbar waren, durch gute Abgüsse deren Studium ermöglicht, und damit zugleich das lede Schiff seines Münsterwerkes pekuniär über Wasser zu halten gesucht.

Neben dieser Tätigkeit hat er wissenschaftlich in Wort und Schrift unermüdt gearbeitet und für sein Münster gewirkt, vor allem in den vorzüglichen von ihm gegründeten „Münsterblättern“, in der „Denkmalspflege“, in seinem Münsterführer und in dem prächtigen, 1926 erschienenen Werk „Das Freiburger Münster“. Es war nur eine Selbstverständlichkeit, daß die Uni-

versität Freiburg ihn gelegentlich ihrer Jubelfeier zum Ehren doktor promovierte, eine Ehrung, die dem Wissenschaftler wie dem Techniker, und nicht zuletzt dem unentwegten Vorkämpfer seines Ideals galt.

So dachte der Unermüdete, den seine Arbeit jugendfrisch erhielt, weit über die heute üblichen Abbaujahre hinaus, nicht an Ruhe, weil er eben tatsächlich seinem Werk unerföhlich war. Zurückgekehrt von einer 14tägigen Erholung im Schwarzwald, war er mit Feuertreuer dabei, die wissenschaftliche Verarbeitung seiner neuesten, gelegentlich von Grabungen für Heizungsanlagen im Münster gemachten Funde, vorzunehmen, betreffend die Grundmauern der ersten romanischen Pfarrkirche. Da fand ihn seine Tochter, seine getreue Mitarbeiterin und Mitsorgerin (ich habe sie oft in Analogie zum Meister Erwin von Straburg seine Sabina genannt), an seinem Schreibtisch, gegenüber dem großen Bild des eingerüsteten Turmhelms, über seiner Arbeit tot.

So war dies Leben, das konsequent in fast einem halben Jahrhundert dem Freiburger Münster galt, bis zum letzten Atemzug bei Unserer lieben Frauen Werk. Ein schönes, ein harmonisches Ende.

Universitätsprofessor Sauer, der Konservator der kirchlichen Denkmäler, welcher des öfteren die geschulte Technik von Kempt's Münsterbauhütte bei seiner Denkmalspflege in Anspruch genommen hatte, war eben mit dem Festartikel zu des langjährigen Freundes 75. Geburtstag zu Ende gekommen, als die Todesnachricht den Festtag zum Nachruf wandelte.

Wir haben in Baden zwei wunderbare Flecken Erde: die Schloßterrasse in Heidelberg, wo, auch wenn das klassisch schlichte und stimmungsvolle Schelfdenkmal Deers nicht stünde, jeder Fühlende an den Dichter von „Alt Heidelberg, du keine“, denken muß, der erst eigentlich im Volksmund die Mäusenstadt unsterblich gemacht hat. Und dann haben wir den Blick auf unsere zweite badische Mäusenstadt vom Schloßberg Freiburgs hinüber nach der himmelanstrebenden, vom Abendgold der sinkenden Sonne umfluteten, lichtdurchbrochenen Pyramide des Münsters, des schönsten gotischen Kirchturms der Welt. Man wird auch da getreu und dankbar des Mannes denken müssen, der diese in Stein verkörperte Poesie auf Jahrhunderte hinaus der Menschheit gesichert und erhalten hat, des Münsterbaumeisters Friedrich Kempt.

Karl Preisdanz / Der heilige Nikolaus

Legenden von seiner wundertätigen Hilfe, kirchlicher Kult und fromme Kunst haben dem Heiligen längst eine universale Verehrung durch die christliche Welt gesichert, bevor der Volksbrauch seiner Einkehr in den Häusern ihn vollends der populären Beliebtheit gewann. Denn dieser Zug des hl. Nikolaus, als Belohnung der braven und Bestrafung der bösen Jugend zu erscheinen, trat erst spät zu den vielen andern Eigenschaften und Funktionen seiner zahlreichen Patronate. Nicht auf bestimmte, nach Beruf, Alter oder Geschlecht begrenzte Gruppen von Menschen beschränkt sich die Hilfsbereitschaft des freundlichen Heiligen: seine Wundertaten machen ihn zum Allgemeinhelfer in jeder irdischen Not, zu einem zweiten Erlöser, und wie keiner seiner Mitheiligen hat er den Schicksal unzähliger Bruderschwestern zu übernehmen. Ja selbst dem vagabundierenden Volk, Dieben und Mördern nützt es, ihn anzurufen.

Aber so war es nicht von jeher. Die Anfänge seines Kults führen in frühchristliche Zeit und sind in Kleinasien lokalisiert. Wie Sankt Georg kommt St. Nikolaus von der griechischen Kirche her, wie er rasch in die Verehrung der abendländischen Christenheit eingegangen. Zwei geschichtliche Persönlichkeiten sind in seiner Gestalt zusammengelassen: Legendenmotive des Bischofs Nikolaus aus dem kleinasiatischen Städtchen Myra (4. Jahrh.) und des Abtes Nikolaus von Sion, Bischof von Pinora (gest. 10. Dezember 564) ergaben den großen Wundertäter, den hl. Nikolaus von Myra, der um 800 als bedeutendster Heiliger des byzantinischen Reiches erscheint, an Wunderkraft Maria sehr genähert.

Was ihn besonders auszeichnet, das liegt in seiner überirdischen Gabe, schon als Lebender zur Betätigung eines Wunders andern, fernwohnenden Menschen zu erscheinen. Und gerade diese Eigenschaft des Menschen und Bischofs, als „Engelsbote auf Erden“ zu wirken, hat seiner ureigenlichen Legende Verbreitung über die gesamte christliche Welt verschafft.

Es ist das Felsherrnwunder, das uns weniger inhaltlich und lokalhistorisch als überlieferungsgeschichtlich interessieren muß. Denn, so sonderbar es erscheinen mag, diese urprünglich arabisch aufgezeichnete Wundergeschichte findet ihre bis heute älteste Überlieferung in einer Pergamenthandschrift des Bodenseeklosters Reichenau. Schon einer der alten Reichenauer Kataloge, die der Schreibmeister und Bibliothekar Reginbert zusammenstellte, notiert diese Sammlung von Heiligenleben als erste Nummer der unter Abt Ruadhlm (828—842) entstandenen Bücher mit der charakterisierenden Bestimmung: „ein sehr großer Band“. Reginbert hat sich selbst an der Niederschrift dieses Kodex, starken Formats, beteiligt, wenn er auch gerade das Leben des hl. Nikolaus einem seiner Schüler zu schreiben überließ. Aber zweifellos hat sein überwachendes Auge auf allen Seiten unserer Reichenauer Handschrift XXXII geruht.

Woher Reginbert sich die Vorlage für die Texte geliehen hat, wissen wir zwar nicht, aber sehr wahrscheinlich gab es in Rom schon im 7. Jahrhundert eine Sammlung römischer und grie-

chischer Heiligenleben in lateinischer Sprache: aus ihr mag Reginbert, der sich überallher theologisch wichtige Handschriften zum Kopieren zu verschaffen suchte, die Geschichte des hl. Nikolaus und andere Heiligenleben — es sind im ganzen 43 — geschnitten haben.

Als Erretter unschuldig Verurteilter tritt Nikolaus im Felsherrnwunder zum erstenmal auf. Drei Hauptleute werden vom Kaiser nach Kleinasien geschickt, einen Aufstand niederzuwerfen. Der Wind treibt sie an die Küste von Lykien, und als ihr Heer bei Myra zu räubern beginnt, tritt ihnen Bischof Nikolaus entgegen und legt mit Hilfe der drei Führer die Plünderung bei. Sie ziehen zusammen nach Myra, um dort zu erfahren, daß der Stadtpräsident soeben aus Habgier drei Männer unschuldig zum Tode verurteilt hat. Reginbert's augenblicklich schreitet der Bischof ein und rettet die Opfer des geständigen Präfecten. Der Zweck der Epise wird bald klar: nach ihrer Heimkehr werden die Hauptleute nach ehrenvollem Empfang beim Kaiser durch einen Minister der Verräterei beschuldigt und ungebührlich eingekerkert. In ihrer Verzweiflung erinnern sie sich daran, wie ihr Freund Nikolaus jene drei Schuldlosen vom Tode erlöste; sie rufen ihn an, und ihre Bitte erreicht den fernen frommen Mann. Noch in gleicher Nacht erscheint er dem Kaiser und seinem bösen Berater, befehlt unter Drohungen die Freilassung der Hauptleute und erreicht sie auch. Mit reichen Geschenken sendet sie der Kaiser nach Myra zum Dank.

Diese Wundergeschichte vom Bischof Nikolaus hat den Grund gelegt zu seiner weitgehenden Verehrung, und mit vollem Recht hat Karl Meisen in seinem grundlegenden und erschöpfenden Werk „Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande“ (Düsseldorf 1932) sie zum Ausgangspunkt und zur Basis seiner volkswundlich und hagiographisch ungemein wertvollen Untersuchungen gemacht. Wie alle anderen Legenden des hl. Nikolaus hat auch das Felsherrnwunder die spätere Kunst oft zur Wiedergabe angeregt. Und wieder acht an der Spitze dieser Überlieferungen das Dokument eines alten badischen Klosters: St. Blasien besaß eine hervorragend schöne Kasse aus dem 13. Jahrhundert. Sie zeigt in 24 Medaillons Szenen aus dem ganzen Heiligenleben des Bischofs Nikolaus, unter ihnen auch zwei Darstellungen des Felsherrnwunders. Das Kunstwerk selbst befindet sich jetzt nicht etwa in St. Paul bei den übrigen Sanblasianer Schätzen, sondern in den kunsthistorischen Sammlungen Wiens (schöne Abb. bei Meisen Nr. 141, 176). Aber auch Konstanz besitzt in der Nikolauskapelle des Münsters eine Verherrlichung des Wunders aus dem 15. Jahrhundert.

Wurde durch diese Legende St. Nikolaus zum Patron der Gefangenen und Verurteilten aller Art (und damit selbst der Diebe und Mörder), so führen weitere Wundernarrative auf andere Schutzgebiete. Höchstes Beliebtheit erlangte sich die Erzählung, nach der St. Nikolaus drei verarmten Mädchen zur Aussteuer verhilft, um sie vor Schande zu bewahren. So wird er zum

Patron der Jungfrauen, zum Beschützer tugendhafter Liebenden — in Hymnen und kirchlichen Spielen wurde die Legende verherrlicht, und viele hübsche Bilder und Miniaturen haben sie in verschiedensten Auffassungen festgehalten. Wenn in ihr Nikolaus die rettenden Geldbeutel durch Fenster oder Tür ins Haus der Jungfrauen wirft, scheint sein Tun bereits den spätern Nikolausbrauch vorzubereiten.

Doch stammt er weder aus dieser Geschichte noch aus der Legende von den Kornschiffen, einer Wundererzählung, die an Alter dem Feldherrnwunder zunächst steht; und auch die Errettung der Seefahrer durch St. Nikolaus' Erscheinung im Sturm hat mit dem Einkehrbrauch noch nichts zu tun. Aber diese oft erzählten und dargestellten Legenden haben Nikolaus zum Patron der Berufe und Gilden gemacht, die mit Korn und Brot, mit Schiff und Seefahrt sich beschäftigen. Die Sanblasianer Kafel und ein Glasfenster im Freiburger Münster überliefern das Schiffswunder künstlerisch und drastisch, wie die Konstanzer Nikolauskapelle die Kornlegende bildlich bewahrt hat.

Wie diese Wundergeschichten, sind auch die vom geraubten und wiedergeschickten Sohn, dem mirakelwirkenden Nikolausstandbild und vom Sieg des Heiligen über den Teufel in griechischem Sprachgebiet entstanden, und wurden von dort nach dem Westen übertragen. Aber neben ihnen haben sich nicht weniger als neun selbständige Nikolauslegenden im Abendland selbst herausgebildet: ihre Heimat ist hauptsächlich in Frankreich zu suchen, wo St. Nikolaus, wie in Holland, eine besonders wichtige Rolle vorbehalten blieb.

Vor allem ist es die wunderbare Auferweckung der gemordeten Schüler, die nachhaltigen Einfluß auf die volkstümliche Verehrung des Heiligen geübt hat. In Versen und Prosa, im Bagatenspiel und im Hymnus wird diese Geschichte behandelt, nach der drei Scholaren von ihrem Wirt auf der Wanderung getötet, von St. Nikolaus aber wieder belebt werden. Durch sie ist er ins Leben der Schüler und der mittelalterlichen Klosterschule eingetreten, und offenbar war es das Nordfrankreich des 12. Jahrhunderts, wo das Schutzverhältnis von St. Nikolaus und Studios sich zuerst kristallisierte. Auch in diese ziemlich komplizierten Fragen hat K. Meißens Forschung neues Licht geworfen.

Er hat in diesem Zusammenhang wahrscheinlich gemacht, daß der Einkehrbrauch des hl. Nikolaus aus der Schüler- und Klosterschulphäre stamme. Aus der Normandie wird im 12. Jahrhundert die sonderbare Bestrafung eines Priors überliefert: da erscheint Nikolaus nachts in der Zelle; er jagt den Prior mit der Rute aus dem Bett und züchtigt ihn „wie der Magister auf die übliche Art den Schüler, der nicht lernen will“. Also war damals die Vorstellung vom Nikolaus mit der Rute bereits ge-

läufig — er trägt sie zweifellos als Züchtigungsinstrument und nicht, wie man schon meinte, als Symbol der Fruchtbarkeit oder des Lebens aus altgermanischen Zeiten her! Sankt Nikolaus ist der Belohnner des Guten und Bestrafer des Bösen, wie ihn schon eine Hymne des 11. Jahrhunderts verherrlicht. Und in diesen „pädagogischen“ Eigenschaften stand er auch als Schülerpatron der Jugend vor Augen. Wenn Nikolaus bei seiner Einkehr im Haus die Kinder examiniert, sich nach ihrem Verhalten erkundigt und danach seine Belohnung oder Bestrafung ausfallen läßt, so ist aus den vielen Belegen für diese Hauptmomente der Nikolausfrage nach K. Meißens Formulierung „die kirchlich-pädagogische Grundlage des Brauches, auf der er erwachsen ist, deutlich erkennbar“. Diese Belege in vielfach variierten und nuancierter Form aus allen Ländern der Nikolausverehrung gesammelt und geklärt zu haben, ist ein schönes Verdienst der erstaunlich ergiebigen Arbeit Meißens.

Sie ist natürlich auch auf die unheimlichen Gestalten eingegangen, die den umziehenden Nikolaus oft als dienende und exekutierende Gewalt begleiten. Verschieden sind ihre Namen, wie die des Nikolaus selbst. Bald heißen sie Be(ce)lebus, Pelzmertel, Bartl, halb auch Semper, Grampus, Hans Muff usw., je nach der Landschaft, und meist jagen sie durch die Art ihrer Vermummung den Kindern Schrecken ein. Ursprünglich scheint und noch gebräuchlich ist schwarze, haarige Verkleidung, die einen Teufel markieren soll: sie rührt her aus den Legenden, die Nikolaus im siegreichen Kampf mit dem Höllenfürsten zeigen. Darum hat die begleitende Schreckgestalt auch öfters Ketten, mit denen sie rasselte, und sie droht, die bösen Kinder aufzutreffen und in ihrem Sack mitzunehmen.

Aber diese teuflischen Jüge haben sich längst gemildert. Die Umzüge der Nikolausprozessionen und ihrer lärmenden Schar in Dorf und Stadt haben schon im Lauf des 18. Jahrhunderts durch öffentliche Verbote starke Einschränkung erfahren — ihre Ausschreitungen überstiegen das erträgliche Maß des „Pädagogischen“. Am längsten noch scheint ihr Bestehen in Süddeutschland gewährt zu haben; fast nirgends aber war es den Bestrebungen der Reformationszeit möglich, den einmal eingebürgerten Volksbrauch der Nikolausprozession ganz auszurotten. Heute haben seine Reste wohl jede bewußt religiöse Bedeutung verloren.

Doch mag der Tag des hl. Nikolaus an die kirchenskultisch und volkstümlich so überaus wichtige, weittragende Gestalt des Heiligen von Myra erinnern: ihrer fast unbegrenzten Sphäre der Verehrung in Kirche und Volk ganz Europas nachzugehen ist ein ganz besonderer Genuß, seit das Werk Karl Meißens dem Nikolauskult im Abendland seine geradezu lückenlose, wundervoll illustrierte Monographie geschenkt hat.

Nenne Fath-Kaiser / Der Brandstifter

I.

Das Spähen und Umsichschauen war ziemlich zwecklos, da sich um diese Zeit, wie Veda wohl wußte, auf dieser Seite des vielgebuckelten Weidberges außer ihm kaum ein anderes menschliches Wesen befand, aber es gehörte nun einmal zu dem täglichen Spiel, erhöhte seinen Reiz und betonte die Kostbarkeit des heimlichen Schatzes, den der Gütejunge jetzt aus dem Versteck in einer Wurzelhöhle der Wettertaune hervorzog. Eine verrostete Blechschachtel kam zum Vorschein, darin lag sorglich in den gebetteten Federn ein Lederetui mit einem vom vielen Gebrauch mitgenommenen Feldstecher. Er stammte von Bedas Großvater, den die Kerneinjacht, die so vielen Schwarzwäldern unrubia im Blute quirkte, von Zeit zu Zeit von seiner einsamen Schwarzwaldhöhe fort unter die Menschen, in die großen Städte trieb. „Nutzer“ stand mit Goldlettern auf dem tiefblauen Seidensattel der Lederhülle, und dies Wort allein war für Veda, wie ein Schlüssel für den Großvater, der Schlüssel zum zauberischen Reich der Träume, das in der Seele des Greises aus stiller Erinnerung in der des Kindes aber aus hitziger Sehnsucht emporkam.

Als der alte Veda starb, mußte der Feldstecher lange in der Schrankschublade stauben. Bedas Sohn Gottfried besaß keine Augen für die Kerne, er mußte das Raue und Ruckige beachten, die Schäden im Strohdach und im Gebälk, die Ausdehnung der Felder, die Wirrnisse im Obstgarten, alles Dinae, die sein Vater ein wenig übersehen hatte, weil er zu gerne den Feldstecher vor die Augen hielt.

Da hielt es denn der kleine Veda für keine Sünde, das kostbare Instrument, das so viele Freuden schenken konnte, aus seiner Verbannung zu erlösen. Der Vater freilich durfte nichts davon wissen, ihm war der Feldstecher ein Dina, das viel Geld gekostet hatte, demnach nicht in die Hände eines Kindes gehörte.

Der rotschlägige Hüterhub nahm das Glas aus Auge und schraubte mit Wollust. Schauer des Entzückens rieselten ihm über die Haut, während die Schleiern sich langsam auflösten, die Dinge sich immer näher heranschoben, immer klarer darboten. Unheimlich groß und voll wissendem Schwelgen stand der Vaterhof jetzt im Blickfeld; eben trat die Mutter aus der Tür, den Kopf ruhmlos in der Hand. Bedas bewehrte Auen erreichten rascher als ihre Schritte den Vater, der auf der Wiese den Wendepunkt, jetzt die Gabel sinken ließ und mit den schweren weitauslaufenden Schritten des

Beralers dem Ruchbaum zuging, um in dessen dunkelfarntem Schatten das Inlini zu verzehren. Veda rückte den Feldstecher weiter, eine fromme Eche hielt ihn davon ab, die Ektern diebisch zu belauschen. Eine Weile suchte und richtete er eifrig, dann erschien das edelgeschwungene Velschenhaupt im Blickfeld, das Belshengasthaus dehnte sich behaaltlich in seinen Fenstern alibierte und jubilierte die Morgenfonne. Die Verwanderer krochen wie schwarze Punkte auf dem fahlen Verascheitel herum, jetzt schoß auf der weißen Linie der Straße ein kurzer schwarzer Strich heran, hielt vor dem Gasthaus still. Ein Auto! Seine Innesen frigen aus, betreten das Hotel. Dort würden sie nun seine Sachen essen, Champagner trinken, dann die Berahöhe besteigen. Von dort aus, das weiß Veda, aus der Schule, fliegt der schnellichtige Blick in unermeßliche Weiten bis zum Skimmerbogen der Alpen, bis zum Gliberband des Rheines, über den sich die Breisacher Brücke als dunkler Kaden spannt, hinüber ins seltsam unheimliche Franzenland, das doch immerdar deutsch ist.

Veda läßt das Glas sinken, starrt blicklos in die Ferne, den schweifenden Gedanken, den glänzenden Bildern der Seele nach. Aber nach einer Weile zernagten Unlust und Aeraer die hübsche Entrücktheit des Knabenastichtes. Veda läßt das Wunderglas achtlos sinken und seine braunen Augen erblinden in märchenhafter Stumpfheit. Es ist ja immer dasselbe, Tag um Tag: das gebuckelte Land, wiesengrün, ackerbraun, tannendunkel zu den dunkelblauen Berggipfeln ansteigend, rote und tiefdunkle Dächer, die sich hinter den Laubbäumen der Obstbäume verstecken, hin und wieder eine weiße Wolke, die aus der Taltiefe aufsteigt. Das ist die Rauchfabrik der Eisenbahn, das einzige Lebendiao, Schweißende, Unruhiae in der prophartiae, und o so drückenden, leblosen Ruhe der Natur. Aber Veda weiß doch, da draußen in der Ferne ist das Leben, freies, bunt, voller Musik und Lust und abweisendem Licht wie das Karussell, das er ein einziges Mal bestaunen durfte, als ihn der Vater zum Markt in die Kreisstadt mitnahm. Immer nur davon träumen, das ist, wie wenn er sich an allzulangen Vormittagen den Leib mit Wasser vollpumpt um Satttheit vorzutäuschen.

Plötzlich wird es ganz dunkel. Das Velschenhaupt starrt tot und fahl. Eine ungeheure Hand hat sich über das Tal gelegt und alles Licht, allen Farbenlaut ausgelöscht. Hinter dem W-iseberg

ist eine stahlblaue Wolkenwand heraufgestieg, ein furchtbares Gebilde voll unheimlich drohender und trauriger Schönheit. Beda springt erschrocken auf, verstaunt rasch das Fernrohr in der Wurzelhöhle und treibt hastig die Kuhherde zur Heimfahrt zusammen. Er kennt die vielfältigen Gestalten der Himmelsbögel; er weiß, die seltsam stille und schöne Wetterwolke wird plöcklich und grausam sich in Unheil und Verderben entladen.

Der Weg nach Hause ist weit, Beda wirft immer wieder einen Blick auf den verschlossenen Himmel. Angst und Entzücken freilich aufregend durch seine Nerven. Jetzt wird die langweilige Ruhe des Tages sich zerspalten in wirbelndes Erleben. Jede Sekunde ein plänkendes Geheimnis, ein Feuerwerk, ein Schauer-drama voll unerhörter Ereignisse. Gewitter auf dem Lande, das ist noch Weltuntergang und Weltveränderung. Beda saucht auf einmal laut auf, zuckt aber gleich vor Schreck über sich selbst zusammen. Jedenfalls möchte er gerne zu Hause sein.

Schon zucken die Blitze, der Donner kracht und echo kretend ab allen Tälern ringsum. Die Kühe brüllen dumpf auf und rennen erschreckt den ausgemähten Wegweiser herab. Beda zählt die Sekunden zwischen Blitz und Donnererschlag, er weiß, das Menschen- und Tierdunst den Blitz anzuleiten als tödliche Lokomotive, aber noch ist das Wetter weit genug, er wird noch zur Zeit das schützende Haus erreichen.

Ja, da steht der Vater schon in der Stalltür und blist, das aufgereagte Vieh hineintreiben. Ansetztet wird es nicht und der Vater bleibt im Stall, die Arme um die hochgehauene Fackel gelegt, darunter er die Spanschachtel mit der Versicherungspolice, anderen wichtigen Papieren und dem hübschen Baroelb behütet. Beda durchquert den Keller und steigt durch die Kalktür in die Küche hinauf. Er hört die Mutter mit den Geschwistern drin in der Stube beten. Jedes hat ein Bündelchen mit seinen besten Kleidern und der Wäsche unter dem Arm. Vor dem Kruzifix im Herrauswinkel flackert der geweihte Kerzenstock. Die Mutter befiehlt vor: „Vor Blitz und Unwetter verhohne uns o Herr!“ und die Kinderstippen stehen ätternach: Verhohne uns o Herr!

Blitz und Schlag, Blitz und Schlag. Ansetztet starren aller Augen zu den kleinen Fensterchen hinaus. „Wenn es nur regnen wollte, töhnt die Mutter,“ unheimlich ist dieser harte, trockene Born, der über dem Tal tobt.

Jetzt wieder ein Dämonenschrei höchster Lust und im Echo das Entsetzensgefrensch der Kinder: „es hat eingeschlagen!“

Sie stürzen zur Tür; die ist wie ein Brunnenrohr, durch das der Wildbach sich zwängen möchte. Der erste Blick hinaus beruhigt. Dunkel und unversehrt steht der Hof in der arellen Wetternacht, aber drunten im Unterdorf lodert der helle Brand!

Wie das flammt! Wie der Sturm die Feuerbüsche in die Luft peitscht, wie der Funkenpyrinabrann zuckt und stetig und seine altkernden Feuertröpfchen immer höher wirft. Die Menschen kreischen, schreien, jammern, das Vieh brüllt, die Schweine arungen, die Kühner kracheln in irrinniger Angst herum, die Hunde des ganzen Dorfes vollführen ein Schauerkonzert.

Beda rennt von links nach rechts, von vorn nach hinten, er umtanzt förmlich den brennenden Hof. Er saucht, er schreit, er jammert, jetzt fühlt er sich als sauchzender Zuschauer des wunderbaren Feuerwerks, jetzt fühlt er sich in die Seele der Ababrannten hinein und klagt mit ihnen. Ueberall möchte er sein, alles sehen, lächeln helfen, den Hausrat in den gefährdeten Nachbarhäusern herau.

O Gott! Endlich ist etwas geschehen, das Leben rauscht. Herrlich! Herrlich!

Die Leute halten ihn an: „Bub, was ist mit dir? Bub, was schreiest du so!“

„D, er steckt die Hände in den Mund, daß das Herz nicht herausblühen kann in rasender Lust.“

Die Feuerwehrer rattern an; die vom Nachbardorf links, die vom Nachbardorf rechts. Sie klettern auf die Dachströke der Nach-

barhöfe, die silbernen Wasserschürchen verdampfen hilflos in der Blut. Der Sturm hat sich aselet, das Gewitter verzogen, der Hof brennt ab in heller, wunderbarer, schöner Flamme.

Zuletzt lehnte sich Beda erschöpft von der tobenden Aufregung an den Birnbaumstamm und starrt regungslos in die Blut. Er zuckt und zittert in jedem Nerv, der Feuerlast umhüllt ihn, er badet sein aanzaes Weien darin, die Schicksalssanft des Schwarzwälbers vor dem Feuer, das ja der gefürchtetste Feind seiner Heimstätte ist, vermengt sich immer unlöschlicher und folgenreicher mit einer Stunzoantheit, Verauschttheit, Vollust ohnegleichen. . .

Tausendfältig erlebt der Bub das Feuer, in wilden, tollen Nachträumen, im verunklenen Nachkosten während den langen Stundstunden auf dem Weidberg drauken.

Tagelana bleibt das Fernrohr unbeachtet in seiner Wurzelhöhle. Beda zehrt von der Erinnerung an das stürmische Erleben auf dem Brandplatz, er wärmt sich immer noch die einsame Kinderseele an der rollodernden Flamme. Aber allmählich verascht auch in seinen Träumen die Blut, die Entzündtheit, das heikende Einerlei wuchert wieder hoch, höher, erstickt alles frische Lebensgefühl. Die Schulstunden, der Kirchaana am Sonntag, der Augenblick, wo er das Wochenblättchen erwischt und sich damit an einem stillen Ort abriegeln kann, das sind die Höhepunkte seines Daseins. Wenn ein Tourist durch die Dorfstraßen acht, hämmert ihm das Herz vor Lust und Weh der Lebenssucht, die paar Sommerfrischer, die sich in dem einfachen Dorfaasthaus einloakerten, staunt und liebt er an wie unacheuer fremde und interessante Wesen.

Manche Wetterwolke steigt noch abheimlichwanager hinter dem Weideberg herauf. Beda hängt mit glühigen Sehnsuchtsaugen an ihrem braunschwarzen Häusel. Er hat in den veraanen Wochen manchen Geprächen der Erwachsenen über den Brand aelauscht und weiß, daß jener Blitzschlag letzten Endes gar kein Unalück, sondern Glück bedeutete, wenn sich die Bäuerin damals auch wie toll abgabete, weil ihre rotawürfelten Bettbezüge verbrannt sind. Der Bauer war gut versichert und bekommt nun einen schönen, neuen Hof mit einem roten Neefeldach. Der Wetter Schollisepp und auch der Vater beneiden ihn offen und liebhaft. Der held gar nit so nötig aba,“ sagt der Schollisepp, „dem sin Hof ich so quet binand ast, aber in mint altt Baroelb, bo schat sel Blitz.“

„Man könnte ihm eigentlich den Gefallen tun.“ Denkt der Bub, „und ein Strohholz an sein Strohdach halten.“ Er lacht zwar gleich über seinen absonderlichen Einfall, denn er weiß ganz gut, daß auf Brandstiftung Zuchthaus steht. Aber er muß den Gedanken doch wieder denken, er läuft durch ihn hindurch wie der starke, süße Heidelbeerwein, den die Was Kreizanz macht, er tut ungläublich wohl und berauscht schon mit dem ersten Schluck.

„Ach du mein,“ spöttelt der Bub so vor sich hin, „was ist nicht alles verboten, und die aroken Leute tun doch! Wem aeliecht denn ein Leid, wenns brennt? Der Vater war aflicktella und der Schollisepp auch und der Versicherung aats auch nicht weh, die hat Geld wie Schotterhaufen. Eine so große Sünd kanns nit sein, man muß es halt nur schau anfangen und sich nicht erwischen lassen.“

Die Erinnerung an den Brand steigt wieder auf, aber nun ist kein erandlich Nachkosten mehr, jetzt quält und frist sie als zehrendes Verlangen. Ein Brand, o ja, da rauscht das Erleben, wie tausend leere Jahre in eine einzelne Stunde aepreht. Und es ist ja nicht nur diese eine Stunde, schon das Träumen davon, das Sichausdenken, das genaue, kikelnd lust- u. anaakvolle Ueberlegen, das füllt die Tage mit erreandem, unterirdischem Gebranse. Der Bub steht schließklich jedes Strohdach drum an, wie es in der goldroten Flamme wohl lodern und leuchten würde, er braucht nur die Augen ein wenig aufzukneifen, so sieht er aus jedem Hoffst die lustigen Feuerbögel flattern.

Otto Michaeli / Abend am Mühlbach

Eichendorffs Abschied vom Käthchen von Mohrbach.

Mein Käthchen, jetzt ist alles, alles aus,
Nicht kränken will ich Dich und nicht betrüben,
Nicht diese letzte, schwerste Abschiedsstunde,
Wie nie sie mir im Leben noch geworden,
Mit bitterm Silber und mit Vorwurf fällen.
Ich könnte Dir die schweren Träume schildern,
Die harten Nächte, die mich längst bedrückt,
Den Schmerz des Herzens und die Pein der Tage.
Verschweigen will ich's tief in wunder Brust. —
In Schlesien liegt ein Schloß in tiefen Wäldern,
Wo ungetrübt die Jugend mir verfloß.
Dorthin will ich jetzt weg und wiederkehren,
Mein Herz zu heilen in der Heimat Schoß.
Doch dort auch, bei den Eichen und den Buchen,
Will ich der Mühle denken tief im Grund,
Die mir der ersten Lieb- Selttheit
Mit Höllepein schneidend in Eins verschmolz.

Du lag mich jetzt, sei frei und werde glücklich!
Doch wenn etimal in fernem, fernem Tagen
Ein Lied ins Ohr Dir, trüb und klagend, klingt,
Von jungem Wandervolk vielleicht geungen,
Von Handwerksburschen und von armen Mägden,
Ein Lied von einem alten Mühlrad,
Zerbrochnem Ringlein und zerbrochner Tren,
Dann denke Deines Joseph, der Dich liebte
Und glücklich war mit Dir wie Du mit ihm. —
Kein Kaiser und kein König wird Dich kennen,
Mein Käthchen, schön wie's Käthchen von Hellbronn;
Doch eingebettet wirst Du, Liebste, liegen,
So lang die Erde steht, in einer Gruft,
Wie sie kein Kaiser herrlicher beissen.
Der stolze Helligenschrein sind meinelieder,
Das reichste Dichterherz ist Deine Gruft.